

## Taufe und Konfirmation

### Grund und Ziel kirchlicher Bildungsarbeit

Meine These ist: Kirchliche Bildungsarbeit hat ihren Grund in der Taufe, genauer: im „neuen“ Gottesbild Jesu Christi: „Du bist von Gott geliebt – wie all die Anderen auch!“ Weil sich der Geist dieses „inneren Leit-Bildes“ gegen erworbene, konkurrierende und entwertende Bilder durchsetzen muss, bedarf es Biografie begleitende Angebote der „Ein-Bildung“ und Festigung. Die Konfirmation des Taufglaubens ist kein einmaliger Akt, sondern ein Glaubensbildungsprozess.

Im Folgenden soll die christliche Taufe als Fundament und „inneres Leit-Bild“ des christlichen Glaubens bedacht werden. Die mit der Wassertaufe verbundene Geistmitteilung wird dann im Sinne einer „Ein-Bildung“ und „Herrschaft“ des Gottes Jesu Christi verstanden, wobei der theologiegeschichtlich damit verknüpfte Begriff der *confirmatio* schließlich aus seiner sakramentalen Verengung gelöst und als Ziel kirchlicher Bildungsarbeit plausibel gemacht wird. Neben theologischen Argumenten spielen jeweils anregende Erkenntnisse der neueren Hirnforschung eine wichtige Rolle. Diese sollen eingangs kurz skizziert werden.

### Zur Bildung von Einstellungen

Unsere Weltanschauung, unsere Einstellung zum Leben und unsere Handlungspräferenzen erwerben und entwickeln wir im Laufe unseres Lebens. In der Terminologie des Neurobiologen Gerald Hüther geht es dabei um „innere Bilder“: „Es geht um die Selbstbilder, um die Menschenbilder und um die Weltbilder, die wir in unseren Köpfen herumtragen und die unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmen.“<sup>1</sup> „’Rückgriff auf handlungsleitende, Orientierung bietende innere Muster’ wäre (...) die beste Bezeichnung für das, was Menschen dazu bringt, genauso zu denken, zu empfinden oder zu handeln, wie sie das nun einmal immer dann tun, wenn diese inneren Muster aktiviert werden.“<sup>2</sup>

Die Grundstrukturen unserer inneren Bilder entstehen zum größten Teil in der Kindheit und Jugend auf Grund unserer unterschiedlichen Erfahrungen. Aus diesen werden Regeln abgeleitet und im Gehirn als neuronale Verschaltungen „repräsentiert“. Wie sich solche Verschaltungen bilden, lässt sich holzschnittartig am Üben eines Musikstücks verdeutlichen: Ich nehme auf dem Notenblatt Zeichen wahr. Jede Wahrnehmung aktiviert bestimmte Nervenzellen. Dabei ist jeweils eine Nervenzelle für einen ganz bestimmten Teil meiner Wahrnehmung zuständig: grob gesagt z. B. eine für den Notenwert; eine andere für die Tonhöhe; und wieder eine andere für die Lautstärke etc. Ebenso verhält es sich mit den spezifischen Bewegungen, die ich mache, um das Notenbild zum Klingen zu bringen. Im Gehirn werden meine Wahrnehmungen und meine Bewegungen als neuronales Netzwerk miteinander verknüpft.

Die Verknüpfung erfolgt über die Synapsen, an denen Reize von einer Nervenzelle an eine andere weitergegeben werden. Je fleißiger und je lieber ich übe, desto stärker werden diese Synapsen und neuronalen Netzwerke – was dazu führt, dass die entsprechenden Signale

schneller verarbeitet und weitergeleitet werden und ich somit auch komplizierte Notensequenzen immer sicherer beherrsche. Wenn ich dann Fortschritte feststelle und mich darüber freue, schüttet das neuronale Belohnungssystem weitere Botenstoffe aus, die wie zusätzlicher Dünger wirken und das Wachstum weiter fördern. Allerdings gehen die neuronalen Verschaltungen auch wieder verloren, wenn sie längere Zeit nicht mehr gebraucht werden – z. B. weil ich einfach keine Lust mehr zum Spielen habe. „Deshalb kann man eigentlich nur dann etwas Neues lernen und eine neue Erfahrung in Form neuer Verschaltungsmuster im Hirn verankern, wenn man sich dafür begeistert oder wenigstens freut, wenn das, was es zu lernen gilt, also auch wirklich bedeutsam für denjenigen ist, der lernt.“<sup>3</sup>

Neben der Stärkung durch Wiederholung spielt deshalb die Variation eine wichtige Rolle. Die Wiederholung ist notwendig, damit das Gehirn Regeln bilden kann. Die Variation ist nötig, um die Netzwerke zu vergrößern. Auf der emotionalen Ebene führen die Wiederholungen zur beruhigenden Bestätigung und die Variationen (inklusive moderater Infragestellungen und Provokationen) zu einer konstruktiven Aufmerksamkeit.

So ähnlich entstehen auch die neuronalen Verschaltungen, die Gerald Hüther als „innere Bilder“ bezeichnet. Die Zentrale unserer Selbst-, Menschen- und Weltbilder befindet sich im so genannten Frontalhirn. Das Frontalhirn wird als letzter Teil des menschlichen Gehirns ab einem Alter von etwa 14 Jahren gefestigt. Die Festigung geschieht als eine Art Versiegelung der Nervenbahnen und führt u. a. zu einer Formung der Werterhaltung, der Selbstkontrolle und der Einstellungen: Das, womit sich Jugendliche vor allem beschäftigen, wird sowohl ihr Selbstbild, als auch ihr Menschen- und Weltbild nachhaltig bestimmen.

Zwar geraten durch das enorme Anwachsen von grauer („lernbereiter“) Gehirnmasse zu Beginn der Pubertät frühere Verschaltungen durcheinander, so dass Pubertierende z. B. die Auswirkungen ihres Verhaltens schlechter einschätzen können als vorher. Aber letztlich gilt auch hier das so genannte „Matthäus-Prinzip“: „(Nur) wer hat, dem wird gegeben“ (Mt 25,29). Nur wenn sich Nervenzellen, die für neue Wahrnehmungen stehen, über Synapsen an bereits bestehende neuronale Netzwerke „andocken“ können, können die dazugehörigen Wahrnehmungen handlungsrelevant werden. Für unseren Kontext bedeutet dies z. B., dass Jugendliche, die häufig am Kindergottesdienst teilgenommen haben, mit biblischen Geschichten und dem Sonntagsgottesdienst buchstäblich mehr „anfangen“ können als andere. Das bereits Bekannte wird durch das damit verknüpfte Neue wieder aktiviert. Damit wird das neuronale Netzwerk ausgebaut und gestärkt.

Andererseits bietet der Umbau des Gehirns in der Pubertät auch die Chance, „all jene, das Denken, Fühlen und Handeln bestimmenden Muster, die man als Kind übernommen hat, noch einmal im Hinblick auf die eigene, selbständige Lebensgestaltung zu überprüfen und gegebenenfalls zu verändern“ und ein eigenes Lebenskonzept zu entwickeln.<sup>4</sup> „Speziell die im Frontalhirn angelegten und für Bewertungen, Orientierungen und Entscheidungen genutzten Verschaltungen sind ja unter starkem Einfluss der (elterlichen) Bezugspersonen herausgeformt worden. So ist die Pubertät mit all ihren Erschütterungen eine gute Chance, nun noch einmal zu prüfen, was davon wirklich für das eigene Leben brauchbar und was davon hinderlich ist – und zwar bevor man selbst wieder Vater oder Mutter wird.“<sup>5</sup>

## Die Taufe als Grund eines christlichen Lebenskonzeptes

In neurobiologischer Hinsicht ist die Pubertät also eine Zeit des Umbaus. Theologisch kann sie als Zeit bezeichnet werden, die für Umkehr/Umdenken (*metanoia*) besonders sensibel ist: Angewohnheiten und Handlungspräferenzen werden danach überprüft, was für das eigene Leben gelten soll; was Halt und Orientierung geben kann. Hier stellt sich also die Gottesfrage. Nach Martin Luther ist ein Gott „das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten. Also dass ein Gott haben nichts anders ist, denn ihm von Herzen trauen und gläuben. (...) Worauf Du nu (sage ich) Dein Herz hängest und verlässest, das ist eigentlich Dein Gott.“<sup>6</sup> Mit anderen Worten: Mein Gott ist das, was mein Denken, Fühlen und Handeln, mein Selbst-, Menschen- und Weltbild – d. h. meinen Glauben – bestimmt.

In Geschichte und Gegenwart bestimmten und bestimmen deshalb unzählige verschiedene Götter das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen. Besonders häufig – und problematisch – erscheinen vor allem extreme Ausprägungen eines „allmächtigen“ Gottes. Sie implizieren entweder das Selbstbild „Ich kann alles / ich kann mir die Welt und alle anderen untertan machen / mir kann nichts geschehen“ oder das Selbstbild „Ich bin ein Nichts / ich kann nichts (dafür) / ich bin ein Opfer / mein Leben hat keinen Sinn“ – je nach den Erfahrungen, die man als Kind oder Jugendliche/r gemacht hat. Die „Reiche“, d. h. Wirkungsweisen solcher Götter waren und sind geprägt von Gewalt, Ausbeutung und Depression. Dort herrscht ein Geist der Unterdrückung und Entwertung.

Gegenüber solchen Gottesbildern verkündigt Jesus den „fremden“ Gott<sup>7</sup> des Judentums. Sein Gottesbild ist im Neuen Testament verknüpft mit seiner Taufe im Jordan: Er sieht den Himmel offen und den Geist auf sich herabkommen. Zu dieser Vision gehört die wegweisende Audition: „Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen“ (Mk 1, 10f). Konsequenterweise spricht Jesus deshalb von Gott als von seinem „Vater im Himmel“. Dass diese Gottesbezeichnung nicht exklusiv und quasi genealogisch zu verstehen ist, wird in der Auferweckungsszene des Johannesevangeliums deutlich. Dort lässt der Auferstandene seinen Jüngern ausrichten: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ (Joh 20, 17). Den Jesus-Jüngern und -Jüngerinnen wird als „Brüdern und Schwestern in Christus“ im so genannten Gleichnis vom Weltgericht eine entsprechende Verhaltensregel gegeben, die im Gebot der Feindesliebe noch überhöht wird und in die Merkformel gebracht werden kann: „Mag sein, dass wir uns (d. h. uns selbst ebenso wie die Anderen) nicht mögen – aber wir sollen uns lieben.“ Die Liebe ist ja nicht ein Gefühl, sondern eine Einstellung. Sie ist ein „inneres Bild“, das Denken, Fühlen und Handeln bestimmt. Die Liebe ist Gott (1. Joh 4, 16). Der „heilige“ Geist der Liebe wird den Menschen „die Augen auf tun“ und sie „in alle Wahrheit leiten“ (Joh 16, 8.13).

In das Sprachspiel der Neurowissenschaften übertragen, kann die Wirkung des heiligen Geistes als „Bildung neuronaler Netzwerke“ verstanden werden, die Denken, Fühlen und Handeln eines Menschen im Geiste und Sinne *des* Gottes bestimmen, der „im Regimente“ (EG 361, 7) sitzt – im christlichen Kontext selbstverständlich der Gott Jesu Christi, die Liebe. Je stärker diese „handlungsleitenden, Orientierung bietenden inneren Muster“ ausgebildet sind, umso stärker werden sie das Selbst-, Menschen- und Weltbild eines Jesus-Jüngers bzw. einer Jesus-Jüngerin bestimmen.

Deshalb gehört zur grundlegenden Darstellung des „fremden“ Gottesbildes in der Wassertaufe die Geistmitteilung, d. h. der Prozess der „Ein-Bildung“ dieses inneren (Gottes-) Bildes, wie ihn schon Meister Eckhart verstanden hat. Es geht darum, dass der einzelne Mensch „von neuem geboren wird“ (Joh 3, 5). Neurobiologisch geht es also um Umbau der inneren Bilder; in theologischen Begriffen um Umkehr und Heiligung.

## **Konfirmation – vom Sakrament zum Bildungsprozess**

Die Taufe steht für die Umkehr zum „fremden“ Gott, dessen Zuwendung bedingungslos gilt, aber im Blick auf den einzelnen Menschen und einzelne Situationen jeweils neu aktiviert werden muss: „Es sei denn, dass jemand von neuem – aus Wasser und Geist – geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ (Joh 3, 3. 5) Vor diesem Hintergrund treten schon früh in der Kirchengeschichte zum Untertauchen (*immersio*) weitere Zeichenhandlungen, die die Aktualisierung durch den Geist des „neuen“ Gottes darstellen sollen. „Zur einfachen Immersio – einem jüdischen Erbe – treten Handauflegung und Salbung. Die Handauflegung wird uns schon in der Apostelgeschichte (8, 14ff; 19, 6) und im Hebräerbrief (6, 2) bezeugt und in Verbindung mit der Taufe gebracht. Sie gilt im Zusammenhang mit ihr als der eigentliche Akt der Geistverleihung. Sie wirkt nicht in einer magischen Übertragung geistlicher Kraft, sondern unter der betenden Anrufung des göttlichen Namens, mit der der Getaufte versiegelt und dadurch dem Bereich der Dämonen entrissen wird. Die Salbung heftet das Kreuzeszeichen an die Stirn. Sie verleiht das Siegel (*sphragis*). Dieses bezeichnet bei Sklaven und Rekruten die Zugehörigkeit zu ihrem Herrn, bei den Anhängern von Mysterienreligionen die Zugehörigkeit zu ihrem Kultgott.“<sup>8</sup>

Im Laufe der ersten Jahrhunderte verselbständigt sich die Salbung immer mehr und verdrängt die Handauflegung. Gleichzeitig werden die Wirkungen von Taufe und Salbung unterschiedlich beurteilt. „Die Taufe bekommt einen mehr negativen Sinn: sie bedeutet die Abwaschung, die Reinigung von den Sünden. Die Salbung dagegen erscheint als eine positive Geistmitteilung. Nach diesem Schema ist die Salbung also eine Vervollkommnung des schon in der Taufe verliehenen Geistbesitzes.“<sup>9</sup> Ab dem 5. Jahrhundert wird sie *confirmatio* genannt: Bestätigung der Taufgnade.

Im Zusammenhang der „Wiederherstellung einer apostolischen Konfirmation“ besinnt sich Martin Luther wieder auf die Handauflegung. Sie ist für ihn „das eigentliche Zeichen der Absolution und ist Geistmitteilung nur, weil und soweit sie die Absolution dem Vergebungsgläubigen zusagt. (...) Die Handauflegung ist Bestätigung im Glauben zur Vergewisserung der Sündenvergebung. Das ist Luthers Konzeption von der Firmung und ihrer Beziehung zur Taufe. Dieser wird nichts hinzugefügt; die Konfirmation ist ein ‚Hineinkriechen in die Taufe‘, wie jede Absolution auch.“<sup>10</sup>

Zur Bildung einer im evangelischen Sinne gläubigen Abendmahlsgemeinde und als Gegenmodell zu einem sakramentalen Verständnis der *confirmatio* wird der (bereits bei Vorläufern der Reformation bekannte) Katechismusunterricht aufgenommen. Das „Hineinkriechen in die Taufe“ kann evangeliumsgemäß nicht mehr als Sakrament verstanden werden. Die in Handauflegung und Fürbitte dargestellte Geistmitteilung muss von einem Bildungsprozess begleitet

werden, der die Umkehr zum Gott Jesu Christi aktualisiert und zu einem Fundament für das Selbst-, Menschen- und Weltbild der Gläubigen macht.

Nach reformatorischer Auffassung ist die Konfirmation somit der Kristallisationspunkt eines kirchlichen Unterrichts, der darauf hinausläuft, den Geist Jesu Christi mitzuteilen. Der anfängliche Katechismusunterricht hat sich im Laufe der Zeit in die Einrichtung von Schulen, Vorschulen, Kindertagesstätten und weiteren Bildungsinstitutionen ausdifferenziert. Umgekehrt macht es heute Sinn, die gemeinsame Ausrichtung kirchlicher Bildungsangebote wieder zu betonen: die Konfirmation, die nachhaltige Ein-Bildung und Festigung des „fremden“ Gottes Jesu Christi.

### **Konfirmationsarbeit<sup>11</sup>**

Konfirmation als Wirkung des heiligen Geistes ist ein Selbst-Bildungsprozess, in dem die (jungen) Menschen aus der Beschäftigung mit dem Taufglauben Antwort finden auf ihre Frage nach dem Sinn des Lebens. Sie werden dadurch zu Konfirmandinnen und Konfirmanden, dass sie „an ihrer Konfirmation arbeiten“<sup>12</sup>. Dabei stellt der Zuspruch „Du bist Gottes geliebtes Kind“ die notwendige emotionale Bestätigung dar, damit sie sich dem provokativen Anspruch „Liebe deine Feinde“ stellen und daran wachsen können.

Wegen des großen Umbaus in den Gehirnen von Jugendlichen hat die Pubertät eine besondere Bedeutung. Aber der erwähnte „Matthäus-Effekt“ zeigt, dass Lernprozesse – auch hinsichtlich von Einstellungen – nie voraussetzungslos sind. Wer als Kind stabile Bestätigungen und Orientierungen erfahren hat, kann nach den Wirren der Pubertät besser daran anknüpfen als Kinder, die Verunsicherung, Ohnmacht und Entwertung erfahren haben. Andererseits ist die Konfirmation des Taufglaubens natürlich mit 14 oder 15 Jahren längst noch nicht abgeschlossen. Synapsen, die nicht mehr gebraucht werden, sterben ab. Wenn das „neue Bild Gottes“ nicht durch Bestätigungen und variierte Verknüpfungen *up to date* gehalten wird, kann es leicht durch „alte“ Gottesbilder überschrieben werden. Deshalb ist es sinnvoll und wichtig, Biografie begleitend konfirmierende Bildungsangebote zu machen bzw. in den traditionellen kirchlichen Angeboten diese Dimension zu verstärken.

Konfirmationsarbeit nimmt die untereinander verknüpften Lernorte Familie, Kindertagesstätte, *peergroup*, Schule, Medien und Kirchengemeinde in den Blick und fragt nach möglichen Konkretionen der Grunddimensionen kirchlichen Handelns (*martyria, leiturgia, koinonia, diakonia*). Wo immer sich die (evangelische) Kirche an diesen Lernorten engagiert, müsste sie sich fragen (lassen), inwiefern dieses Engagement einen Beitrag zur Konfirmation der Beteiligten leistet.

- So wird z. B. deutlich, dass die diakonische Funktion eines kirchlichen Kindergartens auch eine konfirmierende Bedeutung hat: Die Kleinkinder lernen durch die heterogene Zusammensetzung der Kindergartengruppe „auch die anderen zu lieben“; sie erfahren Halt und Geborgenheit in stützenden Ritualen; und in wertschätzenden Gesprächen bilden sie philosophisch-theologische Konstruktionen aus, an denen sie weiter wachsen können.
- Unter der Prämisse von Konfirmationsarbeit sollte dann kirchengemeindliches Leben Begegnungsmöglichkeiten von Menschen aus unterschiedlichen Milieus anbieten. Im ehrenamtlichen Engagement, im Kontext gottesdienstlicher Angebote oder bei entsprechend ge-

stalteten Elternabenden können Einzelne Wertschätzung erfahren und Verständnis für andere Meinungen und Lebensgestaltungen entwickeln.

- Kasualien und Sonntagsgottesdienste sind *updates* des Taufglaubens: In Variationen knüpfen bekannte Symbole und Rituale an grundlegende Erfahrungen der Geborgenheit an, geben Gelegenheit zur Begegnung mit anderen und aktualisieren den grundlegenden Anspruch der Nächsten- und Feindesliebe.
- Offene Kirchen sind religiöse Bildungsangebote, die zur Auseinandersetzung mit den religiösen Äußerungen Anderer und der Tradition und so – etwa in eigenen „Gestaltungen“ (wie dem theologisierenden Kommentieren eines Kunstwerkes, dem Anzünden einer Kerze oder einem stillen Gebet) – auch zur „Ein-Bildung“ Gottes dienen können.

Inhaltlich geschieht Konfirmationsarbeit als Stärkung der Partizipationskompetenz (Grundwissen, religiöse Sprachfähigkeit, Symbolverständnis etc.), als Stärkung des Gemeinschaftsgefühls (in Richtung des konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ebenso wie im Eintreten für Toleranz gegenüber Andersgläubigen) sowie insbesondere und zusammenfassend als Stärkung des Gottvertrauens.

---

<sup>1</sup> G. Hüther, Die Macht der inneren Bilder. Göttingen 2006, 9. Hüther bezieht sich meines Wissens nie auf christlich-religiöse Zusammenhänge. Trotzdem ist sein neurobiologischer Ansatz für kirchliche Bildungsprozesse sehr aufschlussreich.

<sup>2</sup> AaO., 16.

<sup>3</sup> G. Hüther, Lernen mit Begeisterung. Ein Plädoyer für eine neue Lernkultur, in: Loccum Pelikan 4/11, 154.

<sup>4</sup> G. Hüther in einem Interview mit P. Wüschner,

<http://www.sinn-stiftung.eu/downloads/pubertaetinterviewpeerwueschner.pdf>, 3; 25.05.2012.

<sup>5</sup> AaO., 2.

<sup>6</sup> M. Luther, Der Große Katechismus deutsch, Das erste Gebot in: Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Göttingen 1979, 560.

<sup>7</sup> Th. Ruster, Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion, Freiburg/Basel/Wien 2000. Ruster expliziert P. Hünermanns These, wonach sich mit der Moderne ein „fundamentaler Wandel ... vom selbstverständlichen zum fremden Gott“ vollzogen hat. Da in der am Mangel orientierten „Religion des Kapitalismus“ das Geld „zur alles bestimmenden Wirklichkeit“ geworden sei, müsse der Gott der Liebe heute bewusst als „fremder Gott“ dem „vertrauten Gott“ der Moderne entgegengesetzt werden.

<sup>8</sup> W. Maurer, Geschichte der Firmung und Konfirmation bis zum Ausgang der lutherischen Orthodoxie, in: K. Frör (Hg.), Confirmatio. Forschungen zur Geschichte und Praxis der Konfirmation, München 1959, 10. Vgl. Eph 1, 13 f: Die „Heiligen“, d. h. die zu Gott Gehörenden, sind „versiegelt worden (*esphragisthete*) mit dem verheibenen heiligen Geist“, „dass wir sein Eigentum würden zum Lob seiner Herrlichkeit“.

<sup>9</sup> AaO., 10f.

<sup>10</sup> AaO., 24.

<sup>11</sup> Zur Begründung des Begriffs „Konfirmationsarbeit“ vgl. auch Th. Schlag / R. Voirol-Sturzenegger, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Konfirmationsarbeit im Kanton Zürich. Erkenntnisse, Herausforderungen, Perspektiven. Zürich 2010, 11-13.

<sup>12</sup> Vgl. Th. Schlag, Wenn Glaube auf Wirklichkeit trifft – notwendige Überlegungen zur theologischen Bildungserfahrung in der Konfirmationsarbeit, in: Th. Böhme-Lischewski u. a. (Hg.), Konfirmandenarbeit für das 21. Jahrhundert. Dokumentation zur EKD-weiten Fachtagung der ALPIKA-Arbeitsgruppe Konfirmandenarbeit vom 4. bis 6. November 2009 im Religionspädagogischen Institut Loccum, Münster 2010, 27.